

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 4

Artikel: Lebensdrang [Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634299>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 4
XVI. Jahrgang
1926

Bern
23. Januar
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Menschenlos.

Von Julius Sturm.

Ob dir ein Pfühl, ein karges Moos
Zum Wiegenlager nur bestellt,
Uns alle traf das gleiche Los,
So wie wir kamen auf die Welt.

Ob eine Träne mich begrüßt,
Ob lauter Freudenruf erscholl,
Als Liebe jubelnd dich geküßt:
Wir kamen hilflos, schmerzenvoll.

Und wie und wo wir immer gehn,
Im Hermelin, im Bettlerkleid,
Im dunkeln Tal, auf lichten Höhen:
Ein jeder hat sein eignes Leid.

Dem zuckt der Schmerz im Angesicht
Und jener scherzt und fühlt doch tief,

Daß ihm ein Dorn die Brust zerfticht, —
Und keinem ward ein Freiheitsbrief.

Lebensdrang.

Roman von Paul Sig.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

Selbst die Mutter Link begriff etwas von diesem Wesensunterschied. Langsam — vor einem heimlichen Groll wich ihre Demut. Sie ahnte: Man wollte ihrem Sohn ins Gewissen reden, daß er der mütterlichen Fürsorge längst entwachsen sei und eher des Steinklopfers Hammer ergreifen müsse als weiter von ihrem Verdienste zu zehren.

Die peinliche Notlage, um derentwillen sie fremde Hilfe suchte, war vergessen.

„Und das muß man begreifen“, sagte sie plötzlich mitten aus ihrem Sinnen heraus, „der Martin ist zu geschickt fürs Kanzlistenwesen. Das mag er nicht. Er könnte Besseres tun, sagt er, als Akten kopieren. Und lieblos ist er auch nicht, höchstens verbittert, ja, das ist er, weil ihm nichts glückt. Und jetzt will er halt einen ordentlichen Platz abwarten, das will er. Warum soll ich ihm da nicht helfen dazu?“

Sie bebte, ohne zu bereuen. Die Heftigkeit stand ihr nicht übel. Bruder Gerhard fühlte sich genötigt, sie anzusehen, und er mußte dabei denken: „So sieht die grenzenlose Mutterliebe aus.“ Andererseits aber eine Verblendung, die seine schlimmsten Erwartungen übertraf!

Er war gekommen, um dem törichtsten, kindischen Schlen-drian des Burschen womöglich sofort ein Ziel zu setzen und hatte ihn für eine Portierstelle in Aussicht genommen. Nun stieß er schon bei der Mutter auf Widerstand!

Ueber den Tisch hin reichte er ihr ein Billett und bemerkte im Ton einer schweren Enttäuschung: „Hier sind hundert Franken. Wohl bekomm's. Aber du wirst begreifen, künftighin könnte ich nicht wohl —“ Schonungsvoll brach er den Satz ab.

Frau Link zögerte eine Weile, das Geschenk entgegen-

zunehmen. Es konnte ihr nicht entgehen, wie tief sie den wohlmeinenden, gutherzigen Greis enttäuscht hatte. Da war's denn der letzte Rest von Trost, als sie nach warmen Dankesworten bat, ihr nicht zu zürnen, weil sie ihren Sohn in Schutz nehme.

„Ich weiß, du meinst es ja gut mit uns, und ich möchte ja gern, du hilfst mir mit deinem Zuspruch, damit der Martin —“ Sie stockte, schloß aber in weitblickender Vorsicht das wertvolle Papier in die Schublade.

„— in eine bescheidene Stellung kommt —“ vollendete der Prediger. „Allerdings. Wo er arbeiten muß und tüchtig erhalten. Mit dem faulen Glücksrittertum bringt er sich immer tiefer ins Elend. Alle können nun einmal nicht mit Gütern gesegnet sein, und ihm besonders ist eine stille, engere Laufbahn — ich möchte fast sagen — von Geburt an vorgezeichnet.“

Eine Weile betrachtete er unschlüssig seine Handflächen, dann rückte er plötzlich an ihre Seite und sagte: „Warum sollt' er's zum Beispiel nicht mit einer Portierstelle versuchen?“

„Am Gottes willen!“ schrie sie auf, und der Greis verstand nicht, war es sein Vorschlag, was sie so entsetzte, oder das plötzliche Erscheinen ihres Sohnes, der mit einem frühlichen Gruß eintrat.

„Die Sorge hat ein End!“ wollte er der Mutter zuzurufen, wie wenn er inzwischen eine Goldgrube entdeckt hätte, aber beim Anblick des Gastes lief ein Schatten über sein Gesicht. Fast drohend blickte er, an Gerhard vorbei, auf die Mutter, die ihre Not nicht verbergen konnte.

„Aha, ich verstehe, der Kapuziner soll mich wohl ins,

Gebet nehmen? Ich merke so etwas. Aber du wirst es bereuen, meine Liebe!“ dachte Martin entkräftet. Langsam drückte er die Türe ins Schloß.

Die Mutter zog ihm gleich den Ueberzieher vom Leib und floh damit ins Nebenzimmer aus purer Angst vor dem, was nun kommen mußte.

Indessen trat Martin mit sichtlich Ueberwindung auf den Prediger zu und berührte flüchtig dessen Rechte.

„Es freut mich, Herr Gerhard“, sagte er frostig, so daß es ihm ein Tauber nicht geglaubt hätte. Der Prediger merkte denn auch sogleich, daß der eitle Jüngling vom Bittgesuch seiner Mutter keine Ahnung hatte. Das sah ihr ähnlich. Und doch — wie erspriechlich wäre es diesem gewesen, die demütigende Wirkung des Almosens kennenzulernen!

„Ich bin eigentlich Ihretwegen gekommen, Martin“, begann der Alte väterlich wohlwollend.

„Soo? und? — womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte der andere und stemmte stehend beide Hände auf den Tisch wie ein höflicher, geschäftiger Ladendiener, der sich nach den Wünschen seiner Klienten erkundigt.

Die Mutter kam wieder zum Vorschein. Mengstlich sah sie von dem einen zum andern. Sie wünschte jetzt nur das eine, den alten Gerhard zum Gehen bewegen zu können.

Allein dieser war anders gesonnen, sein religiöser Eifer gebot zu bleiben, um um die verblendete Seele zu ringen.

Martins Bekehrung zum Guten, zum Bekenntnis der Methodisten, wäre dem Prediger als das schönste Rettungswerk seines Lebens erschienen und auch ein erhebendes Beispiel für seine ganze Gemeinschaft gewesen, in der die Müden, Frühalkten, Verkümmerten und gescheiterten Existenzen eine bedenkliche Ueberzahl bildeten. So war auch in seinem frommen Streben ein Körnchen Eitelkeit enthalten. Der gute, gläubige Mann ahnte nicht, daß sie alle drei unerbittlich voneinander getrennt waren durch Gesetze, deren Ursprung dunkel und aller Weisheit Ende ist. Nichts in der Welt war ihnen gemeinsam als der Gedanke des Todes, und auch dieser noch erschien jeder Seele in anderer Gestalt. Dem Greis war er gleich einem freundlichen Geist, der dem Verschwindenden sanft die Binde aufs müde, irdische Auge drückt und vom letzten Hügel der Wünsche mit stummeliger Gebärde hinabweist auf die Gefilde der ewigen Heimat; die Mutter empfand ihn als einen gütigen Gläubiger, der bisher viel Geduld an ihr bewiesen hatte, aber dennoch eines Tages, ganz unverhofft, erscheinen konnte, den Lebensschuldbrief in der Hand, und sie mit eisiger Strenge hinwegtilgte vom Glück der Mutterliebe, und Martin, dem das memento mores am fernsten lag, erfüllte der Gedanke daran mit Schrecken und Schauern wie die Gestalt eines ruchlosen Räubers, der mit teuflischem Grinsen aus seinem Versteck hervorstürzt und den Ahnungslosen fortzuschleppet aus dem herrlichen Garten der Zeitlichkeit.

Frau Link hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen. Das Pfeifen der Schere, das Rauschen des appetierten Stoffes durchbrach die unheimliche Stille. Dann nahm der Prediger wieder das Wort, gleichsam tastend, indem er darauf hinwies, wie sehr die schwache Mutter der Ruhe und Schonung bedürftig sei.

Noch voll von Eindrücken der Begegnung mit der prächtigen Sichelwirtin, seiner künftigen Herrin, wie Martin

kühn voraussetzte, indem er sich ihre Art und Erscheinung vors innere Auge rief, fühlte sich der Jüngling jetzt heftig abgestoßen von der ärmlichen Enge der mütterlichen Stube, den abgegriffenen Dingen, von dem Verdämmern, Zaghaften der beiden anderen. Die schöne, freundliche Zuversicht drohte zu ersticken in der säuerlichen Atmosphäre.

Hatten sie seine tieferen Kräfte nicht seit Jahren lahmzulegen versucht, jede seiner aufwachsenden Regungen mit dumpfem, resigniertem Schweigen entgegengenommen? War sein Jugendenthusiasmus, das quellende Verlangen nach lustvollem Ins-Leben-Tauchen nicht stetig verfolgt von gerungenen Händen, schwülen Gebeten?

„Im Ernst gesprochen, junger Freund! Wenn Sie dem verderblichen Schlendrian wirklich ein Ende machen wollen, — ich hätte wohl eine Stellung für Sie“, sagte Herr Gerhard, ohne sich im geringsten einschüchtern zu lassen von dem drohenden Gebaren Martins, der am Fenster verächtliche Grimassen schnitt und dem Gaste durch ein lebhaftes Trommeln auf den Scheiben zu verstehen gab, in welchem Tempo sein Abgang erwünscht wäre.

Frau Link begann ganz kopflos für sich zu beten wie ein Kind, das vor der drohenden Strafe zu planlosen Bersprechungen greift.

„Es fragt sich natürlich, was das für eine Stellung ist!“ erwiderte der Jüngling beherrscht, mit herausforderndem Stolz.

Herr Gerhard schüttelte mißbilligend den Kopf und meinte, bei den gegebenen Verhältnissen dürfe man nicht mehr wählerisch sein. Die Arbeit, worin sie auch beruhe, übe auf jeden Menschen einen sittlich fördernden Einfluß aus, während umgekehrt ein langes Wählen und Herumschweifen die guten Kräfte aufzehre.

Die Mutter wollte dem unbarmherzigen Sprecher mit Händewinken bedeuten, daß der Augenblick ungünstig sei; sie rückte den Tisch und fiel fast in Ohnmacht, als es zu spät war.

„Ich hab' Sie bereits empfohlen, Martin, und weiß, wenn Sie nur wollen, die Stelle ist Ihnen sicher.“

„Als was denn?“ Das Trommeln hatte aufgehört.

„Als Portier!“ erwiderte Gerhard mit fester Stimme, als wollte er von vornherein jeden Widerstand brechen.

Aber weiter kam er nicht. Martin führte eine gymnastisch schnelle Drehung aus und fühlte noch den heißen Ausfall des Blutes. Seine Züge entstellte ein Gemisch von Haß, Schmerz und Wut.

„Waas? Ich? Sind Sie bei Trost?“ höhnte er mit zerrissenem, blutendem Herzen. Die Empörung fuhr ihm in die Fäuste als eine rohe, ungezähmte Naturkraft. Die Augen schossen Blitze.

Der Greis streckte bestürzt beide Hände gegen ihn aus. Frau Link war aufgesprungen. Sie wollte rufen: „Nein, um alles in der Welt nicht!“, brachte aber kein Wort hervor beim Anblick ihres Sohnes, der sie mit unsäglichlicher Verachtung ansah.

Bergeffen war der Nächsteiß einer bedauernswerten Mutter, ausgetilgt die freudige Anerkennung ihres Opfernoms, die er ihr in guten Stunden zollte und mit dankbaren Worten vergalt, — alles wie ausgestorben!

„Hast du mich vielleicht auch schon empfohlen? Was sagt denn der ‚liebe Gott‘ dazu? Ist der nicht auch mit



Winterabend. — Nach dem Gemälde von H. Sink.

im Komplott?“ schrie er ihr ins Gesicht und schlug, mit beiden Händen in seine Haare fahrend, eine verzweifelte Lache an. „Als Stiefelpußer! Als Hausknecht! Ja, richtig, warum denn nicht? Ich frag' mich auch.“ Auf den Boden hätte er sich werfen mögen, so brannte ihn die Scham am ganzen Körper.

„Was . . . um Himmels willen, was hab' ich dir getan?“ stöhnte die Mutter. „Kein Wort hab' ich gesagt.“

Aber Gerhard war lange sprachlos vor Empörung. Er suchte erst Martin an beiden Schultern zu fassen. Dieser tolle Troß und Hohn im größten Unrecht! Endlich hielt er sich nicht mehr.

„Sie tun ja, wie wenn Sie der Mutter einen großen Gefallen erwiesen hätten, daß sie sich für Ihr Wohlbefinden aufgerieben hat. Was fällt Ihnen ein? Sie gehören ja ins Zwangsarbeitshaus. Jawohl. Und nun wollen Sie noch am guten Glauben der Mutter rütteln, weil Sie ein schlechtes Gewissen haben und ein warmes Gebet die gehörige Folter ist für Ihr verwahrlostes Gemüt, nicht wahr? Womit wollen denn Sie ihr die Gnade Gottes ersetzen? Sie sind ja der undankbarste, liebloseste Sohn, den ich kenne!“ —

Diese Worte bewirkten jedoch nur eine Steigerung der Leidenschaft, in die sich Martin verrannt hatte. Er war nahe daran, dem alten Mann tätlich zu kommen, ihn vor die Tür zu setzen.

„Sehen Sie, jetzt kommt Ihre wahre Natur zum Vorschein!“ rief er hohnlachend. „Sie sind wütend, weil ich Ihre Frömmersippe verachte. Aber so viel sag' ich Ihnen: Sie und Ihresgleichen haben meiner Mutter das bißchen

Lebensfreude abgestohlen, nicht ich. Sie mit Ihrem blöden Afterdienst. Lahm bin ich geworden in dieser Luft, unfähig zu allem.“

Unbekümmert um die scharfen Zwischenrufe des Predigers — die Mutter war schwerlich mehr bei Besinnung — tobte sich Martin aus.

„Jawohl“, rief er, „es treibt mir die Scham ins Blut, wenn ich einen Menschen sehe, wie Sie einer sind, — welcher der Jugend nachstellt, um sie in dunkle, muffige Klauen zu sperren und zu heilloser Schwärmerei abzurichten. Ich bedaure Ihre Opfer. Aber mir ist und bleibt ein Trinklied lieber als eine Litanei und eine lustige Person lieber als eine Betschwester. Daran ändern Sie ewig nichts. So, jetzt mögt ihr meinetwegen beten für mich.“

Damit fuhr er an der sich ihm zuwendenden Mutter vorbei zur Tür hinaus.

„Der Mensch wird ein trauriges Ende nehmen!“ prophezeite Herr Gerhard, von Grauen erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

••••• Allerleuchter!

Gott, urewig leuchtend großes Tageslicht,
Der den Funken in des Menschen Auge goß,
Gabst ihm dadurch weites, schauendes Gesicht,
Machttest ihm die Horizonte weltengroß!

Millionen Menschen schenkest Du Dein Licht,
Daß es weithinreichend durch das Weltall floß;
Dennoch mindert sich Dein Allerleuchten nicht.
Schöpfer, Sonne, Gott, wie bist Du ewig groß!

Helmut Schilling.